

Heinz Emmler

Die Emmlers
und die Macht der Zeit

Familienbiografie

Heinz Emmler

Die Emmlers und die Macht der Zeit

Heimdall Verlag
Digital Edition

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Heimdall Verlag
Digital Edition

Hergestellt in Deutschland • 2. Auflage 2015

© Heimdall Verlag, Devesfeldstr. 85, 48431 Rheine,
www.heimdall-verlag.de

© Alle Rechte beim Autor: Heinz Emmeler

Satz: Heimdall DTP-Service, ntp-service@onlinehome.de

Coverbild: © CCat82 – Fotolia.com

ISBN: 978-3-939935-86-5

Vorwort

Dieses Buch habe ich in Gedenken an meinen Vater Alfred und meiner Mutter Gertrud geschrieben. Beide sind leider schon vor langer Zeit verstorben. Mein Vater war mit Leib und Seele Lehrer und Kantor. Meine Mutter hat ihn immer in seinen Vorhaben unterstützt und schon von Anfang ihrer Ehe an die Organisation für ein geordnetes Leben übernommen. Sie hatte ein überragendes Organisationstalent. Das war auch unbedingt nötig, um in dieser oft sehr chaotischen Zeit zu überleben. Dabei haben sie immer darauf geachtet, niemandem Unrecht zu zufügen.

Ich habe dieses Buch nach den Erzählungen und Aufzeichnungen meiner Mutter geschrieben. Die Orte und die Namen der Personen sind von mir nicht geändert worden. Mir liegt sehr daran, die Geschehnisse dieser Zeit und ihre Auswirkungen auf die Familie Emmeler wahrheitsgetreu aufzuzeichnen.

Bei meinen umfangreichen Recherchen zur Zeitgeschichte habe ich auf die Ergebnisse der veröffentlichten Arbeiten namhafter Historiker zurückgegriffen.

Dieses Buch ist ein autobiografischer Roman, der die Lebensgeschichte der Lehrerfamilie Emmeler in Oberschlesien (Polen) und Schlesien nachzeichnet.

Ich habe mich bemüht, mit einfachen Worten und unter weitgehender Vermeidung von Fremdwörtern, die Lebenssituation in dem politischen und soziologischen Umfeld der damaligen Zeit, das persönliche Schicksal zu beschreiben.

Menschen, die diesen Zeitabschnitt selbst erlebt haben, werden vieles wiederfinden, das auch ihr Leben beeinflusst hat. Jüngere, die zur Zeit des Geschehens noch nicht gelebt haben, werden nach dem Lesen des Buches vielleicht die Zeitgeschichte besser verstehen.

Kapitel 1

Alfred Emmler wurde als drittes Kind des Stellenbesitzers Paul Emmler und seiner Ehefrau Auguste, geborene Mertin aus Laubnitz, am 27. September 1890 in Gallenau, Kreis Frankenstein, in Schlesien geboren. Seine Eltern waren bereits in vierter Generation als kleine Landwirte tätig.

Er besuchte die örtliche Dorfschule bis zu seinem zehnten Lebensjahr. Dann hatte der Leiter der Dorfschule den Vater des Knaben Alfred überzeugen können, dass dieser auf dem Gymnasium in Frankenstein besser aufgehoben wäre.

So kam es, dass Alfred bei seinem Onkel Albrecht und seiner Tante Klara in Frankenstein wohnen und zur Schule gehen durfte. Die Eheleute Albrecht Emmler und Klara Voigt hatten eine Tochter, Gertrud, geb. am 10. Oktober 1895, die noch bei ihnen lebte. Es dauerte nicht lange, und sie hatten sich so an Alfred gewöhnt, dass sie ihn wie ihr eigenes Kind behandelten. Alfred war ein stiller, in sich gekehrter Junge. Auf dem Gymnasium hatte er überhaupt keine Probleme. Er kam in allen Fächern sehr gut mit. Sein musikalisches Talent wurde auch sehr schnell erkannt und besonders gefördert. So erhielt er neben Klavier- auch Geigenunterricht.

Da sein Onkel und seine Tante sehr fromme Leute waren, ist er mit ihnen oft in die katholische Kirche gegangen. Dort hat ihn der Pfarrer eines Tages angesprochen, ob er nicht Ministrant werden möchte. Da Alfred von klein auf katholisch erzogen worden war, sagte er sofort zu. Nun musste er oft schon vor der Schulzeit in der Kirche ministieren.

Eines Tages kam er am frühen Nachmittag in die Kirche, um den Altar mit frischen Blumen zu schmücken, da hörte er, wie der Organist sich bemühte, ein neues Kirchenlied auf der Orgel einzustudieren.

Alfred ging leise auf die Empore und stellte sich hinter den Organisten, um ihm bei seinem Spiel zuzusehen. Alfred war von der Anordnung der Tasten und Pedale fasziniert. Der Organist hatte ihn

schon bemerkt und nickte ihm freundlich zu. Nach einer Weile brach er sein Spiel ab und fragte Alfred, ob er auch ein Musikinstrument spiele. Alfred erzählte ihm, dass er Klavier- und Geigenunterricht erhalte.

Der Organist suchte in seinem Notenstapel und fand eine Orgelkomposition, von der er annahm, dass sie ein Klavierspieler auf der Orgel auch spielen könne. So kam es, dass Alfred das Orgelspielen lernte.

Auf dem Gymnasium konnte Alfred auch weiterhin ohne Probleme den Schulstoff aufnehmen. Er war das, was man einen guten Schüler nennt. Nach dem Abitur wollte er Lehrer werden.

Das Studium begann er zum Wintersemester 1909 in Breslau. Dort mietete er ein möbliertes Zimmer bei der Witwe Weißleder. Die Kosten für Miete und Verpflegung übernahm sein Vater. Das nötige Taschengeld musste er sich selbst verdienen. Er spielte mit einigen Kommilitonen in einer Musikkapelle auf Hochzeiten und anderen Familienfeiern.

Die Studienzeit verging wie im Fluge. 1913 bestand er sein Staatsexamen als Lehrkraft für die höheren Lehranstalten. Nach dem Examen machte Alfred bei seinen Eltern erst einmal einen längeren Urlaub. Denn während seiner Schulausbildung und seines Studiums war er nur selten nach Hause gefahren. Seine Eltern waren sehr stolz auf ihn. Denn er war der Einzige im gesamten Verwandtenkreis, der studiert hatte. Und sie hatten es ermöglicht.

Im Oktober 1913 wurde ihm vom Kultusministerium eine Lehrstelle in Striegau zugewiesen. Er nahm dieses erste Lehramt mit großer Freude an und stürzte sich mit vollem Enthusiasmus auf die vor ihm liegende Arbeit.

Er unterrichtete am humanistischen Gymnasium die Fächer Mathematik, katholische Religion und Sport. Die Arbeit machte ihm viel Spaß, und er lebte völlig zufrieden mit sich und der Welt bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges.

Im Oktober 1914 wurde er zu seiner ersten militärischen Ausbildung für vier Wochen nach Waldenburg einberufen. Dort erhielt

er die ersten militärischen Kenntnisse. Dann folgten im Abstand von etwa drei Monaten weitere Ausbildungsabschnitte. Im Sommer 1915 wurde er zum Fahnenjunker der Reserve befördert.

Der Krieg wurde immer härter. Es fehlten bald Offiziere und Unteroffiziere in den Armeen. So wurden Anwerbeschreiben vom Kriegsministerium an alle Reservisten geschickt, in denen an die patriotische Pflicht jedes Einzelnen appelliert wurde.

Da Alfred im Grunde seines Herzens ein glühender Anhänger der Monarchie war, meldete er sich im September 1915 freiwillig zur Armee. Er wurde in Waldenburg noch einmal einer infanteristischen Ausbildung unterzogen. Diese dauerte nur zwei Wochen, dann erhielt er seinen ersten Marschbefehl nach Breslau.

Hier wurde eine neue Kompanie zusammengestellt. Mit dieser wurde er dann Anfang Oktober mit dem Zug nach Kronstadt versetzt. Von da ging es an verschiedene Frontabschnitte. Alfred hatte großes Glück, er wurde schnell zum Kompanieführer befördert. Mit dieser Beförderung stieg sein militärischer Rang. Zunächst wurde er Fähnrich und dann bald Leutnant.

Mit diesem ersten Offiziersrang wurde er an verschiedene Frontabschnitte der Ostfront versetzt. Im Offizierskorps hatte er es jedoch nicht leicht. Denn es bestand im Wesentlichen aus Adeligen. In deren Augen war er nur ein dummer Bauernlümmel.

Im Juli 1916 wurde er mit dem Eisernen Kreuz für besondere Tapferkeit vor dem Feinde ausgezeichnet. Auch diese Auszeichnung wurde ihm nicht von allen Kameraden gegönnt. Das Leben wurde ihm jedoch besonders schwer von den einfachen Soldaten gemacht. Hier wuchs der Neid, da er es als Sohn eines Bauern bis zum Leutnant gebracht hat.

Am 16. Juni 1917 war er in dem Dorf Karonovsk nahe der russischen Grenze stationiert. Etwa fünfhundert Meter von der kleinen Kirche entfernt war er mit einer Gruppe Infanteristen an einer Reihe Weißdornsträucher, die zwischen den Feldern standen, entlangmarschiert. Hinter einer leichten Erhebung sollte ein Vorposten in Stellung gehen.

Die Sonne meinte es an diesem Tage besonders gut. Da der Feind etwa zwei Kilometer entfernt Stellung bezogen hatte, fühlten sich die Soldaten relativ sicher. Sie hatten die Gewehre zusammengestellt, ihre Feldjacken ausgezogen und waren mit ihren Spaten dabei, einen Schützengraben auszuheben. Hinter der Kuppe der Anhöhe lag vor ihnen ein Feld, das schon lange nicht mehr bestellt wurde. Nur das Unkraut wuchs besonders gut. Es war also ein recht übersichtliches Gelände.

Plötzlich wurde er von einem harten Schlag in den Magen getroffen. Den dazu gehörenden Knall des Schusses nahm er schon gar nicht mehr wahr. Eine Gewehrkuugel hatte ihn in den oberen Magen getroffen. Sein Leben verdankte er nur der Tatsache, dass er sofort von beherzt zur Hilfe eilenden Kameraden zurück in das Dorf Karovnsk getragen wurde.

Ein Lastkraftwagen hatte für die Einheit Nachschub gebracht und stand entladen zur Abfahrt bereit. So wurde er auf schnellstem Wege ins Feldlazarett gebracht und konnte nach kurzer Zeit bereits ärztlich behandelt und operiert werden. Nach erfolgreicher Operation und vierzehntägigem Genesungsaufenthalt im Feldlazarett wurde er mit einem Lazarettzug nach Breslau gebracht. Dort wurde seine Verwundung im Sankt Elisabeth Krankenhaus nachbehandelt. Nach weiteren vier Wochen wurde er dann aus dem Militärdienst als Oberleutnant entlassen.

Alfred fuhr mit dem Zug nach Gallenau zu seinen Eltern. Diese waren sehr froh, dass ihr Sohn lebend aus dem Krieg zurückgekehrt war. Da er noch sehr geschwächt war, wurde er von seiner Mutter mit besonderer Liebe gepflegt. Schwierig gestaltete sich die Nahrungsaufnahme. Er konnte nur sehr kleine Portionen und nur leicht verdauliche Nahrung zu sich nehmen.

Alfred vertrieb sich die Zeit mit Lesen und Musizieren. Nach etwa zwei Monaten hatte sich sein Gesundheitszustand schon wesentlich verbessert, und er dachte darüber nach, sich beim Kultusministerium zurückzumelden. Alfred begann, mit leichten Turnübungen seine Bauch- und Magenmuskeln wieder zu stärken. Er war selbst

erstaunt, wie schnell er bemerkbare Erfolge mit seinen Übungen erzielte. Die körperliche Belastbarkeit nahm stetig zu.

In der zweiten Januarwoche 1918 nahm er probeweise seinen Dienst als Lehrer an seinem Gymnasium in Striegau wieder auf. Die kleine Wohnung, in der er vor dem Krieg bereits gewohnt hatte, stand ihm auch jetzt wieder zur Verfügung. Als Erstes kaufte sich Alfred von seinem Gehalt ein Fahrrad. Es war zwar Winter, und er konnte es noch nicht benutzen, aber es war recht preiswert, und da konnte er nicht widerstehen.

In der Schule hatte er keine Probleme mit den Schülern. Auch seine Kollegen waren alle sehr nett zu ihm. Er begann, sich wieder am Gymnasium wohlfühlen. Seine Verwundung bereitete ihm manchmal Probleme. So konnte er immer noch nicht alles essen und hatte noch des Öfteren Narbenschmerzen. Es war sehr schwer in diesem letzten Kriegswinter, hochwertige Lebensmittel zu beschaffen. Seine Eltern schickten ihm deshalb jede Woche ein Paket mit Lebensmitteln eigener Herstellung mit der Post.

Dann erhielt er ein Schreiben vom Kultusministerium mit dem Inhalt, dass er am 14. März 1918 eine neue Dienststelle in Woschnitz, Kreis Pleß, als Schulleiter einer katholischen Schule antreten müsse, da der bisherige Schulleiter plötzlich verstorben sei. Alfred besprach die Angelegenheit umgehend mit seinem Studiendirektor. Aber auch dieser sah keine Möglichkeit, dagegen mit Erfolg zu intervenieren, da an seinem Gymnasium der Personalstand fast wie in Friedenszeiten war.

Alfred ist dann mit der Eisenbahn von Striegau nach Pleß gefahren. Seine zwei Koffer und sein Fahrrad hatte er aufgegeben und konnte diese in Pleß am Gepäckschalter wieder in Empfang nehmen. Er verschnürte alles auf dem Gepäckträger seines Rades und fuhr langsam nach Woschnitz.

Nach etwa sechs Kilometern Fahrt kam Alfred in Woschnitz an. Das war ein Ort mit gut 3.500 Einwohnern. Der Ort war ursprünglich ein Bauerndorf in unmittelbarer Nähe zur Kreisstadt Pleß gewesen. Jetzt im Krieg waren nur sehr wenige Männer anwesend.

In den meisten Familien waren die Frauen mit ihren Kindern allein auf sich gestellt. Es herrschte überall große Not. Das war es, was Alfred zuerst auffiel. Die Häuser und Katen waren seit Jahren nicht mehr gepflegt worden. Was ihn aber am meisten wunderte, waren die vielen unbearbeiteten Felder. Hier in Woschnitz gab es überwiegend Klein- beziehungsweise Nebenerwerbslandwirtschaft. Jetzt, da die Männer im Krieg waren, konnten die Frauen und Kinder diese Arbeit einfach nicht bewältigen. Alfred hatte bisher noch nie solche extreme Armut in seiner Heimat Schlesien gesehen.

Da er noch nie hier gewesen war, fuhr er zuerst zur Kirche. Er ging in das Pfarrhaus und stellte sich dem Pfarrer Handy als neuer Schulleiter der katholischen Schule vor. Der Pfarrer war etwa 50 Jahre alt und seit rund 20 Jahren im Ort. Er kannte natürlich die Lebensverhältnisse der ihm anvertrauten Menschen seiner Gemeinde genau.

Da war zunächst die Witwe des verstorbenen Schulleiters Niklas. Die Frau war jetzt 62 Jahre alt. Die drei Kinder lebten schon seit Jahren mit ihren Familien weit entfernt von Woschnitz. Ihr jüngster Sohn Friedhelm hatte ihr beim Begräbnis des Ehemanns und Vaters versprochen, sie in seinem Haus in Berlin aufzunehmen. Der Umzug sollte in den nächsten Tagen erfolgen.

Pfarrer Handy ging mit Alfred in die etwa 150 Meter entfernte Schule. Das Schulgebäude lag an der Hauptstraße des Ortes. Vor dem Gebäude befand sich der mit feinem Kies bestreute Schulhof. Er war etwa 1.000 Quadratmeter groß. Auf dem Schulhof standen sechs prächtige Kastanienbäume. Das Schulgebäude selbst war ein großer, aus rotem Backstein um die Jahrhundertwende errichteter Bau. In dieser Schule waren vier Klassenräume, ein Karten- und Lehrmittelraum, ein Lehrerzimmer und eine Dienstwohnung für den Schulleiter. Die Toiletten für die Schüler befanden sich auf der Rückseite des Gebäudes neben den Stallungen für vier Ziegen, etliche Hühner und Kaninchen. Ferner gehörten fünf Morgen Land zur freien Bewirtschaftung durch den Schulleiter zur Schule.

Vor dem Krieg wurden ständig vier Lehrer und ein Schulleiter beschäftigt. Jetzt waren nur noch zwei Lehrer hier. Der gesamte Schul-

betrieb drohte zusammenzubrechen. Pfarrer Handy führte Alfred zu den Klassenräumen, in denen jetzt auch am Nachmittag Unterricht erteilt wurde.

Da saßen bis zu vierzig Kinder eng nebeneinander in den Bänken. Die Sitzordnung war in Klassen aufgeteilt. Vorne saßen die Kinder der ersten und hinten die der letzten Klasse. Ein Lehrer ging durch die Mittelreihe und stellte den in Klassen aufgeteilt sitzenden Kindern Fragen und Aufgaben. Der Unterricht wurde durch den Pfarrer Handy unterbrochen. Er stellte dem anwesenden Lehrer und den Kindern ihren neuen Schulleiter vor.

Der Lehrer hieß Walter Ohlendorf und war 54 Jahre alt. Er war sehr groß, etwa 1,92 Meter, und sehr schlank, um nicht zu sagen dünn. In seinen jungen Jahren war er Feldwebel bei einer Infanterieeinheit in der Nähe von Schwerin gewesen. Nach seinem Militärdienst hatte er ein Lehrerseminar in Berlin besucht und war dann als Lehrer für die Sekundarstufe in den Staatsdienst als Beamter übernommen worden. Wie Alfred später feststellen konnte, hatte sich Walter Ohlendorf im Laufe seines Berufslebens zu einem sehr guten Pädagogen entwickelt. Er ging völlig in seinem Beruf auf, war immer freundlich und sehr hilfsbereit. Die Kinder mochten ihn sehr.

Der nicht anwesende Lehrer hieß Balduin Krutzig, war 48 Jahre alt und hatte durch einen Unfall den linken Arm verloren. Genauer: Es war in Breslau, in einer quer zum Rathaus verlaufenden Seitenstraße, in der Balduin Krutzig auf dem Bürgersteig nach Hause gehen wollte. Viel zu spät sah er das durchgehende Gespann und konnte sich nicht schnell genug in Sicherheit bringen, sodass ihn die durchgehenden Pferde und der Landauer des Barons von Kreunitz voll erfasste und ihm der linke Unterarm zwischen einer Hauswand und der Kutsche abgequetscht wurde. Bei der anschließenden Operation wurde ihm der linke Arm bis zur Mitte des Oberarmes amputiert. Bei diesem Unfall erlitt er außerdem mehrere Rippenbrüche und Quetschungen am ganzen Körper sowie einen sehr komplizierten Beinbruch. Er hatte großes Glück, dass er überhaupt mit dem Leben davongekommen war. Dieser Unfall ereignete sich bereits im Jahre 1902 und hat das Leben des Balduin Krutzig grundlegend verändert.

Der Baron von Kreunitz hatte sich bereiterklärt, die Kosten für die Operation und den gesamten Krankenhausaufenthalt zu bezahlen, aber weitergehende Kosten wollte er nicht übernehmen.

Herr Krutzig war zu diesem Zeitpunkt ausgebildeter Konzertpianist. Er hatte auf dem Konservatorium in Breslau studiert und danach einen Vertrag als Pianist in der Staatsoper in Breslau erhalten. Sein Beruf hatte ihn bis zu diesem schweren Unfall völlig ausgefüllt.

Da das gebrochene Bein trotz aller Bemühungen der Ärzte langsam versteifte und zudem auch noch 3 Zentimeter kürzer wurde, ist er an diesem Unfall seelisch völlig zerbrochen. Die Baronin von Kreunitz setzte sich beim Intendanten der Staatsoper sehr für ihn ein. Sie erreichte, dass Herr Krutzig aus einem Fond für unschuldig in Not geratene Künstler eine monatliche Unterstützung erhielt. Es reichte gerade zum Überleben.

Mit den Jahren hatte er sein Schicksal angenommen. 1907 wurde von der Reichsregierung in Berlin eine Verordnung erlassen, in der es Invaliden ermöglicht wurde, durch eine Bildungsmaßnahme eine Anstellung im Staatsdienst zu finden. So haben ihn Freunde in langen Gesprächen überzeugt, von diesem Angebot Gebrauch zu machen. Er meldete sich zur Ausbildung für den Lehrberuf. 1912 machte er sein Examen und bekam anschließend seine erste Lehrerstelle.

Pfarrer Handy führte Alfred danach noch durch das ganze Haus. Er klopfte an die Wohnungstür des verstorbenen Schulleiters Niklas. Es dauerte nicht lange, und Frau Niklas öffnete die Tür. Pfarrer Handy begrüßte sie freundlich und stellte Alfred als den neuen Schulleiter vor. Frau Nicklas musterte Alfred mit ihren hinter einer starken Brille verborgenen Augen, sie sagte eine ganze Weile nichts und bat dann die unerwarteten Gäste in die Wohnung.

Hier waren schon die meisten Einrichtungsgegenstände in Kisten verpackt. Die Möbel sollten am Tage des Auszugs von den Möbelpackern für den Transport mit Decken eingeschlagen werden. Dadurch machte die Wohnung einen wenig einladenden Eindruck. Die Wohnung bestand aus Korridor, Wohnküche, guter Stube mit einem großen Kachelofen und zwei Schlafkammern. Die Toilette war außerhalb des Schulgebäudes direkt neben den Schülertoiletten.

Frau Niklas wollte sich nicht mit Pfarrer Handy und Alfred unterhalten und komplimentierte sie schnell wieder aus der Wohnung.

Alfred ging mit Pfarrer Handy zurück in die Pfarrei. Dort zeigte der Pfarrer Alfred das Gästezimmer, denn Alfred sollte bis zum Auszug der Witwe im Pfarrhaus wohnen.

Am anderen Morgen stand Alfred sehr früh auf, wusch sich mit kaltem Wasser in einer Schüssel, die auf dem Waschtisch stand, und ging ohne Frühstück in seine neue Schule.

Es dauerte nicht lange, da kam Herr Krutzig in das Lehrerzimmer und ging freundlich lächelnd auf Alfred zu. Alfred und Herr Krutzig begrüßten sich so, als ob sie sich schon seit Jahren kennen würden. Diese Sympathie, die sie von Anfang an für einander empfanden, blieb die ganze Zeit, die Alfred in Woschnitz verbrachte.

Nachdem auch Herr Ohlendorf erschienen war, haben sie die aktuelle Situation an der Schule besprochen und einen vorläufigen Stundenplan erstellt. Dann waren auch schon die Schulkinder auf dem Schulhof versammelt. Sie gingen zu dritt aus dem Gebäude, und Alfred stellte sich noch einmal vor. Danach wurden die Kinder in drei Gruppen nach Altersklassen eingeteilt. Alfred wollte die Klassen 6 bis 8 unterrichten. Das waren zusammen 32 Schüler.

Der erste Schultag verging wie im Fluge. Es folgten noch einige Besprechungen mit seinen Kollegen, bis die endgültige Unterrichtsstruktur festgelegt war.

Neben seinen beruflichen Aufgaben musste sich Alfred auch noch um die Einrichtung der Wohnung kümmern. Dazu ist er mit dem Zug in die Kreisstadt Pleß gefahren. Hier gab es drei Möbel-Tischlereien, die alle notwendigen Möbel herstellen konnten. Er war lange unterwegs, bis er in einer Tischlerei mit dem Meister und Eigentümer gemäß seinen Geschmacks- und Preisvorstellungen Einigkeit erzielte. Nach dieser Verhandlung hatte er Hunger und suchte ein Speiselokal.

In der Kaiser-Wilhelm-Straße fand er eine Gaststätte mit eigener Schlachtereier. Die Gaststube war gut besucht. Eine junge Frau mit

dunklen langen Haaren führte ihn zu einem freien Tisch. Sie reichte ihm die Speisekarte und fragte, ob er ein Bier trinken möchte. Alfred, der sonst kaum alkoholische Getränke zu sich nahm, nickte und vertiefte sich in die Speisekarte. Er bestellte sich die Spezialität des Hauses, polnische Bigos, ein Gericht, das er schon des Öfteren gegessen hatte.

Während er auf das Essen wartete, hatte er genug Zeit, sich in der Gaststube umzusehen. Die Wände waren bis zur halben Raumhöhe mit dunkelbrauner Holzpaneele verkleidet. Darüber war die Wand verputzt und elfenbeinfarben gestrichen. An den Wänden hingen einige Bilder und Geweihe. In einer Ecke stand ein großer Kachelofen. Daneben war die Theke für den Getränkeausschank. Neben dem Getränkeausschank befand sich die Tür zur Küche.

Alfred fiel auf, dass sehr viele Schnaps- und Likörflaschen im Schrank hinter der Theke standen. Er machte sich so seine Gedanken über die Kundschaft der Gaststätte. Denn er wusste, dass in Arbeiterkreisen der Alkoholismus sehr verbreitet war.

Alfred hat sein Essen sehr gut geschmeckt, und er zahlte anschließend bei der jungen Bedienung. Dann ging er zum Bahnhof und fuhr mit dem Zug zurück nach Woschnitz. Schon im Zug musste er an die schöne junge Frau denken, die ihn in der Speisegaststätte bedient hatte. Zwar hatte er kaum mit ihr gesprochen, trotzdem war da irgendetwas, das ihn zwang, an sie zu denken.

In der folgenden Woche unterrichtete er seine Schüler nicht mit der sonst von ihm ausgestrahlten Ruhe. Er war nervös und unkonzentriert. Am Samstagnachmittag ging er kurz entschlossen zum Bahnhof, löste eine Fahrkarte und fuhr wieder nach Pleß. Zunächst ging er zur Tischlerei und erkundigte sich beim Meister nach dem Stand der Fertigung seiner bestellten Möbel. Der Meister sagte ihm freundlich, dass es noch zwei Wochen dauern würde, bis alles fertig sei. Anschließend suchte Alfred wieder das Speiselokal in der Kaiser-Wilhelm-Straße auf.

Als er eintrat, wurde er sofort von der jungen Frau freundlich begrüßt. Alfred ließ sich von ihr an einen freien Tisch führen, es war

derselbe wie bei seinem ersten Besuch. Dieses Mal fragte sie jedoch nicht nur nach seinen Getränke- und Speisewünschen. Sie wollte so ganz nebenbei wissen, ob er neu nach Pleß gezogen sei. Alfred sagte ihr, dass er hier nur ab und zu etwas zu erledigen habe und neu nach Woschnitz gezogen sei. Die junge Frau sagte ihm daraufhin, dass sie sich sehr freue, wenn er bei seinen Besuchen in Pleß bei ihnen in der Gaststätte essen würde.

Am Sonntag fuhr Alfred nach der Messe aufs Neue nach Pleß. Er ging zum Mittagessen wieder in die Gaststätte Nowara, so hieß das Lokal. Nachdem er in die Gaststube eingetreten war, suchte er sofort mit den Augen nach der jungen Bedienung. Das Lokal war voll besetzt, und er musste einige Zeit suchen, bis er einen freien Platz gefunden hatte. Die junge Serviererin konnte er jedoch nirgends sehen.

Nach kurzer Zeit kam eine junge dralle Frau an seinen Tisch und fragte, was sie ihm bringen könne. Alfred erkundigte sich nach der jungen schwarzhaarigen Kellnerin. Die Serviererin lächelte und teilte Alfred mit, dass ihre Schwester Gertrud zurzeit in der Küche arbeiten müsse. Alfred bestellte sich Schweinebraten und schlesische Klöße sowie ein Glas Bier. Die Serviererin ging in die Küche, um die Bestellung aufzugeben.

Nach kurzer Zeit erschien Gertrud in ihrer weißen Koch-Arbeitskleidung in der Küchentür und suchte mit den Augen den Tisch, an dem Alfred saß. Sie nickte ihm freundlich zu und verschwand wieder in der Küche. Dieses Mal war die Portion besonders groß.

Alfred, der immer noch nur kleine Portionen essen konnte, sagte der Serviererin, dass es ihm nicht möglich sei, eine Portion dieser Größe zu bewältigen. Die Serviererin meinte darauf, dass ihre Schwester darüber sehr enttäuscht sein würde, aber er solle nur so viel essen wie er könne.

Alfred mühte sich redlich, so viel wie möglich von dem wirklich hervorragenden Braten zu essen. Nach kurzer Zeit bekam er jedoch stechende Magenschmerzen und wurde weiß im Gesicht. Der Schweiß brach ihm aus, und er wusste, dass er sich bald übergeben würde.

Schwankend stand er auf und fragte die zufällig vorbeieilende Serviererin, wo sich die Toiletten befinden würden. Die junge Frau erschrak ob des Aussehens ihres Gastes und zeigte ihm den Weg zur Toilette. Nach geraumer Zeit kam Alfred in die Gaststube zurück und ging zu seinem Tisch. Darauf hatte die Serviererin, sie hieß übrigens Angela und war die jüngere Schwester von Gertrud, schon gewartet. Sie lief sofort in die Küche und sagte ihrer Schwester Gertrud, dass der Gast wieder am Tisch sei. Gertrud musste erst noch einige Bestellungen erledigen. Als es jedoch in der Gaststube ruhiger wurde, legte sie ihre Küchenschürze ab und ging in die Gaststube, um mit dem Gast, der ihr offensichtlich so am Herzen lag, zu sprechen.

Sie erkundigte sich bei Alfred, ob ihm das Essen geschmeckt habe. Alfred sagte ihr, dass es hervorragend gewesen sei und er deshalb zu viel gegessen habe, was ihm aufgrund seiner Magenverletzung nicht bekommen sei. Gertrud versprach ihm, für ihn nur leichte Kost zuzubereiten, wenn er wiederkäme. Ferner wollte sie wissen, wie es zu dieser Verletzung gekommen sei, und Alfred meinte, dass er ihr dies gerne an einem anderen Ort erzählen würde. So verabredeten sich die beiden gleich nach der allgemeinen Mittagszeit. Alfred wartete so lange im Lokal.

Gertrud beeilte sich, um möglichst früh die Küche verlassen zu können. Sie lief in ihre Kammer, die sie mit ihrer jüngeren Schwester Angela teilte, wusch sich und zog sich um. Nach kurzer Zeit erschien sie wieder in der Gaststube. Sie hatte ihr bestes Kleid angezogen und die Haare hochgesteckt. Alfred war von ihrer Erscheinung mehr als angetan.

Sie gingen durch die Stadt spazieren. Alfred stellte sich ihr nun ganz formell vor und erzählte ihr, wie es ihm im Leben bisher ergangen war. Danach wollte er natürlich auch wissen, wie ihr Leben bisher verlaufen war. So hatten die beiden sich viel zu erzählen.

Im Nu war die sogenannte Freistunde für das Personal der Küche um, und sie mussten zur Gaststätte zurückgehen. Dabei erzählte ihm Gertrud, dass sie in der Gaststätte ihres Schwagers Nowara arbeite. Ihre ältere Schwester Maria hätte den Fleischermeister und Gastwirt Nowara geheiratet und sei dabei, den Betrieb zu vergrößern. Sie

wollte durch den Zukauf einer Konzession eigenen Schnaps brennen und im direkten Straßenverkauf an die Arbeiter der Stadt und Umgebung verkaufen. Von dem erzielten Gewinn wollten sie dann über der Gaststätte einige Zimmer einrichten und an Pensionsgäste vermieten. Mit dem Einholen der erforderlichen Genehmigungen und Bestellungen sei die Schwester zurzeit voll beschäftigt. Darum hatte sie die Eltern gebeten, ihr doch Gertrud und Angela zur Hilfe zu schicken.

Gertruds Eltern, Ludwig und Maria Moy, wohnten in Zasdrose, ebenfalls Kreis Pleß, und hatten auch eine Gastwirtschaft mit eigener Fleischerei und zusätzlich eine kleine Landwirtschaft. Gertrud, die schon zu Hause ihren Eltern immer hatte helfen müssen, war von ihrer Mutter zu einer sehr guten Köchin ausgebildet worden. Man hatte sie sogar auf die Hauswirtschaftsschule nach Frankenstein geschickt. Das war damals für ein Mädchen vom Lande etwas ganz Besonderes. Jetzt bereitete sie sich auf die Prüfung zur Küchenmeisterin vor.

Alfred und Gertrud verabredeten sich für den nächsten Samstag um 16.00 Uhr. Sie wollte Alfred dann am Bahnhof abholen. Gemeinsam gingen sie zurück zur Gaststätte Nowara. Dort reichten sie sich noch ein wenig schüchtern die Hand und versprachen, den Termin am Samstag einzuhalten. Gertrud verschwand dann ganz schnell in die Gaststube, und Alfred wartete noch einige Sekunden, bevor er zum Bahnhof ging, um nach Woschnitz zurückzufahren.

Gertrud wurde von ihrer jüngeren Schwester Angela schon erwartet. Ihre erste Frage war: »Habt ihr euch wieder verabredet?«

Gertrud sagte ihr, dass sie sich am Samstag wieder treffen wollten. Sie war froh, dass sie mit ihrer Schwester darüber sprechen konnte.

Die Zeit bis zum nächsten Wiedersehen wollte für die beiden gar nicht vergehen. Alfred arbeitete am Vormittag als Lehrer, danach musste er die Schularbeiten seiner Schüler durchsehen. Dann ging er von seinem Zimmer hinunter zum Pfarrer Handy, und die Haushälterin bereitete beiden einen echten Bohnenkaffee mit frischer Milch und viel Zucker.

Die beiden unterhielten sich eine Weile, um dann gemeinsam in die Kirche zu gehen. Dort hatte der Pfarrer in der Sakristei zu tun. Alfred ging auf die Empore zu der Orgel. Hier wartete schon der Küster auf ihn, ein etwa sechzig Jahre alter Mann, um den Blasebalg für die Orgelluft zu treten. Hinter der Orgel war ein kleiner Raum. Aus der Wand, die die Orgelrückseite verkleidete, ragten zwei etwa 20 Zentimeter breite und einen Meter lange Bretter heraus. Ein Brett war knapp 15 Zentimeter über dem Fußboden, das andere etwa 30 Zentimeter. An der Wand war ein Geländer angebracht, und über dem Geländer war ein kleines Fenster.

Der Küster ging nach einer kurzen Begrüßung in diesen Raum, stieg auf das linke und das rechte Brett, hielt sich am Geländer fest und drückte mit einem Bein durch Gewichtsverlagerung seines Körpers das obere Brett nach unten. Im gleichen Zug bewegte sich das untere Brett nach oben. So wurden die beiden angeschlossenen Blasebälge betrieben. Nach einigen Bewegungen gab er Alfred, der schon an der Orgel saß, mit dem Kopf ein Zeichen. An der Orgel war ein Spiegel angebracht, der auf das kleine Fenster ausgerichtet war. So konnte der Organist sehen, wann der Küster genügend Luft in den großen Luftsack der Orgel gepumpt hatte und er sein Spiel beginnen konnte. Da der Organist mit dem Rücken zur Kanzel und dem Altar saß, war noch ein Spiegel an der Orgel angebracht, mit dem der Organist die Kanzel und den Altarraum überblicken konnte.

Alfred übte jeden Tag etwa 15 Minuten. Länger konnte ein Mann den Blasebalg nicht bedienen. Für Messen und Konzerte konnte Alfred auf eine Schar junger Männer zurückgreifen. Der Küster läutete die Glocken morgens und abends sowie für Hochzeit, Taufe und Beerdigung mit der Hand. Lediglich die Uhrzeit wurde mechanisch von der Uhr geschlagen.

Zweimal in der Woche leitete Alfred abends den Kirchenchor. Er übte mit den Männern und Frauen gemeinsam. Wenn alle erschienen, waren es 22 Mitglieder. Es kam jedoch sehr selten vor, dass alle anwesend waren. Denn Woschnitz war ein großes Bauern- und Arbeiterdorf. Hier musste bis in den späten Abend gearbeitet werden, so dauerte es immer sehr lange, bis ein neues Lied eingeübt war.